Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 63 (1983)
Heft: 12

Artikel: Sorgen mit dem Hochdeutschen : fast ein Tagesgespräch
Autor: Schwarzenbach, Ruedi
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-164047

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ruedi Schwarzenbach

Sorgen mit dem Hochdeutschen

Fast ein Tagesgespräch

«Droht uns der Verlust der deutschen Hochsprache?»

So fragte der Basler Germanist Louis Wiesmann anfangs dieses Jahres in der *«Neuen Zürcher Zeitung»* [1]. Anzeichen des drohenden Verlusts seien der Rückgang hochdeutscher Sendungen bei Radio und Fernsehen und das Ungenügen vieler Schüler im schriftlichen Ausdruck, selbst an Gymnasien; Ursache sei die Dialektwelle, vor allem das Überhandnehmen der Mundart als Unterrichtssprache in Schulen aller Stufen. Zu befürchten sei eine Vertiefung des Grabens zwischen Deutsch und Welsch, eine kulturelle Provinzialisierung der deutschen Schweiz, ein Verlust an fachsprachlichem Können, an Aufnahmefähigkeit für anspruchsvollere Texte, an Sprachvermögen allgemein und damit auch an Bildung.

Sicher hat Wiesmann, der auch an der Gründung eines «Vereins für die Pflege der deutschen Hochsprache» beteiligt war, die *Provokation* gesucht. Weil er, wie es der Tradition unserer Sprachverhältnisse entspricht, «in Mundart und Hochsprache gleicherweise zu Hause» sein möchte, wehrt er sich für die Sprachform, die er bedroht sieht.

Man könnte die Reaktion, die sein Aufsatz gefunden hat, als weiteres Symptom einer akuten Gefährdung des Hochdeutschen bei uns sehen. Zeitungen aller deutschschweizerischen Regionen haben ihn übernommen und damit zahlreiche Leserbriefe ausgelöst, Radio und Fernsehen DRS haben sich mit der Frage befasst (im Dialekt!), und auch ein nachbarschaftliches *«Spiegel»*-Bild [2] ist nicht ausgeblieben.

Zwar hat, wer aufmerksam gelesen und zugehört hat, wenig Neues erfahren. Aber es ist gut, wenn das Bewusstsein von den Chancen und Gefahren unserer Sprachverhältnisse auch in einer breiteren Öffentlichkeit wachgehalten wird und die Entwicklungen, die sich darin abzeichnen, nicht nur von einem kleinen Kreis von Spezialisten verfolgt werden. Allerdings sind auch dieses Mal wieder die *Grenzen einer derartigen Diskussion* in den Tagesmedien sichtbar geworden, etwa die Gefahr, dass Beispiele aus einem

vielschichtigen Zusammenhang herausgegriffen und einseitig dargestellt werden oder dass – der publizistischen Wirkung zuliebe – Leserbriefe nach kontradiktorischen Gesichtspunkten ausgewählt und gegeneinander ausgespielt werden. Dabei eignet sich gerade das Verhältnis von Mundart und Hochdeutsch nur sehr bedingt für eine kontradiktorische Behandlung, geht es doch nicht um ein Entweder-Oder, sondern um ein Sowohl-Als-auch, nicht um eine Konkurrenz, sondern um eine wechselseitige Ergänzung der beiden Sprachformen.

Wenn ich Wiesmanns Frage hier noch einmal aufgreife, so aus dem Bedürfnis heraus, die Argumente dieser Diskussion aus etwas grösserer Distanz zu sichten und zu ergänzen. Dabei soll deutlich werden, dass wir «das Hochdeutsche» heute *anders empfinden und anders brauchen* als gestern und dass es für den Deutschschweizer vor allem darum geht, ein *gelösteres Verhältnis* dazu zu finden.

Lesen, Hören, Schreiben, Sprechen – oder: Hochdeutsch konkret

Wir sollten mit der Etikette «Hochdeutsch» vorsichtiger umgehen und vor allem darauf achten, auf welche Äusserungslage wir sie anwenden. Sprache ärgert oder beglückt uns ja nicht einfach als System, sondern in ihrer Anwendung, dort wo sie lebt, wo wir sie brauchen.

So ändert sich unser Verhältnis zum Hochdeutschen erheblich, wenn wir vom *passiven* in den *aktiven* Sprachgebrauch wechseln. Passiv nämlich, als Leser und Hörer, versteht der Deutschschweizer heute in jenen Sach- und Lebensbereichen, die ihm vertraut sind, ohne weiteres Hochdeutsch: ob er nun den Festbericht im Lokalblatt liest oder Lembkes «Heiterem Beruferaten» am Fernsehen folgt. Etwas anderes aber wäre es, wenn er den Festbericht selber aufzusetzen hätte oder wenn er gar die Einladung erhielte, in der Ratesendung mitzuwirken und dort frei Hochdeutsch sprechen müsste.

Als Basler und Zürcher Buchdrucker, Gelehrte und Beamte im 16. Jahrhundert neuhochdeutsche Formen und Wörter zu übernehmen begannen, ging es ihnen ums Schreiben, Drucken und Lesen. Für viele Deutschschweizer ist das Neuhochdeutsche bis heute «*Schriftsprache*» geblieben, so sehr, dass sie ohne weiteres auch sagen, jemand habe «Schriftdeutsch gesprochen» – und damit gar nicht so unrecht haben. Vorlesen und Diktieren sind für viele die häufigsten Formen mündlicher Verwendung des Hochdeutschen. Referate und Reden werden mit Hilfe von Akten und Büchern vorbereitet und nach ausgeschriebenem Manuskript oder ausführlichem Stichwortzettel gehalten. Das Schweizerhochdeutsch öffentlicher

Reden (und oft genug auch der Dialekt) bleibt dem Papier verhaftet, wenn der Sprung in die freie Formulierung nicht gelingt. (Und nach dem Rücktritt Otto Fischers ist wieder einer weniger im Nationalrat, der ohne schriftliche Unterlage ans Rednerpult geht.)

Nun haben sich mit der Möglichkeit, mehr und mehr deutsche und österreichische Radio- und vor allem Fernsehsender zu empfangen, ganz andere Voraussetzungen zur Begegnung mit den verschiedenen *regionalen und situativen Varianten des Hochdeutschen* ergeben. Unser Bild des Hochdeutschen hat sich dadurch wesentlich differenziert – aber es bereitet uns Schwierigkeiten, die eigenen (gesprochenen) Varianten darin unterzubringen. Zwar akzeptiert man nun, dass Rheinländer anders hochdeutsch sprechen als Wiener oder Berliner, aber selber pflegt man über Parlamentarier zu spötteln, denen man den Zürcher oder Berner nach dem ersten Wort anhört. Man strebt eine möglichst überregionale, für formelle und schriftgebundene Äusserungslagen (Vortrag, Rede, Bühne) entwickelte Norm an, die bei uns fast nur Sprecher erreichen können, die eine Spezialausbildung auf sich nehmen. (Sicher ist es richtig, dass Berufssprecher im Studio auch dieses Register beherrschen und im geeigneten Moment einsetzen, aber sie wissen auch, dass in andern Äusserungslagen andere Register am Platz sind.) Ob freilich eine solche Norm, die weitgehend auf norddeutscher Lautbasis aufbaut, allgemeines Ziel einer Ausspracheschulung auf süddeutsch-alemannischer Grundlage sein soll, bleibt fraglich – zu hoch gesteckte Ziele schrecken ab; und warum soll, was im Bereich des Wortschatzes als schweizerischer Regionalismus zugelassen oder sogar willkommen ist, im Bereich der Aussprache des Hochdeutschen verpönt bleiben?

Eine Sprache, die immer nur geschrieben und gelesen wird, ist nur eine halbe Sprache. Wer gelegentlich an Sätzen feilt, weiss, wieviel von Klang und Rhythmus abhängen kann, wie sehr wir uns auch beim Schreiben vom Sprechen leiten lassen. Darum sollten wir viel daran setzen, Hemmschwellen vor dem *Sprechen* des Hochdeutschen wegzuräumen – oder gar nicht erst aufzubauen. Wer aber spricht heute in der deutschen Schweiz Hochdeutsch ausser *Spezialisten:* Pfarrern, Advokaten, Moderatoren, Wirtschafts-, Verbands- und Verwaltungsleuten, Lehrern, Politikern? Und wieviele von ihnen tun es gern? Anzustreben wäre doch, was in den kürzlich erlassenen Richtlinien für die Verwendung von Mundart und Hochdeutsch bei Radio und Fernsehen DRS verlangt wird:

> *«Programm-Mitarbeiter, die regelmässig am Mikrofon eingesetzt werden, müssen sich sowohl in der Mundart wie auf Hochdeutsch angemessen ausdrücken können.»* [3]

Der Hinweis auf die Spezialisten hat es schon deutlich gemacht: Wenn in der deutschen Schweiz überhaupt Hochdeutsch gesprochen wird, so immer nur in *Veranstaltungen* (im weitesten Sinn): in Sitzungen, Versammlungen, Kursen, Sendungen, in bestimmten Situationen und in bestimmten *Institutionen*. Sobald die Veranstaltung aus ist oder die Sitzung unterbrochen, diskutieren zwei Deutschschweizer, die eben noch hochdeutsch gegeneinander votiert haben, dasselbe Geschäft mit denselben Argumenten im Dialekt weiter. Zudem ist es nicht einmal so, dass einer bestimmten Situation die Sprachform fest zugeordnet wäre. Es ist möglich, dass derselbe Pfarrer dieselbe Predigt am selben Sonntagmorgen in der einen Kirche hochdeutsch, in der andern aber im Dialekt hält; oder dass ein Bundesrat von einem Bundeshausredaktor über denselben Gesetzesentwurf zuerst schweizerdeutsch befragt wird (für das «Rendez-vous am Mittag») und anschliessend hochdeutsch (für das «Echo der Zeit»). Das heisst, dass es im Rahmen von Institutionen heute sehr oft möglich ist, nach gestalterischen Gesichtspunkten frei zwischen Mundart und Hochdeutsch zu wählen. Dass diese Wahl in letzter Zeit häufiger zugunsten der Mundart ausfällt, beeinträchtigt die Präsenz des Hochdeutschen in den Programmen der deutschschweizerischen Sender und verstärkt den Eindruck, gesprochenes Hochdeutsch sei eben kein eigenes Deutsch, sondern das «Deutsch der Deutschen».

Dieser Eindruck verstärkt sich noch, wenn der Deutschschweizer nach Frankfurt eingeladen ist oder von dort Besuch bekommt – denn für solche Gespräche fehlt ihm ganz einfach, wenn er nicht über entsprechende Übung verfügt, das sprachliche Register, eine hochdeutsche *Umgangssprache* – seine Umgangssprache ist der Dialekt. Bruno Boesch, seinerzeit von Zürich an die Universität Freiburg im Breisgau berufen und dort als Rektor vor die vielfältigsten rednerischen Verpflichtungen gestellt, hat diese Lücke in unserem Repertoire muttersprachlicher Sprachformen sehr genau beschrieben:

> *«Hemmend wirkt sich auf die Kommunikation mit Nichtmundartsprechern aus, dass es auf Schweizer Seite an einem lebendigen, differenzierten Umgangsdeutsch fehlt, das ein zwangloses Gespräch erlaubt, auch in Bereichen emotioneller Färbung. Gesprochenes Schweizerhochdeutsch wirkt oft ungelenk, ‚geschrieben', gestelzt, ohne volle Anpassung an die Situationen und Gesprächsgegenstände.»* [4]

Der Kabarettist Emil Steinberger hat einmal geschildert, wie er auf Schallplatten mit seinen Auftritten reagiere: Wenn er die schweizerdeutschen Fassungen abhöre, achte er auf gestalterische Einzelheiten, auf Pausen, Verzögerungen, Stimmlage, Stimmführung, auf Zwischen- und

Untertöne. In der hochdeutschen Fassung dagegen irritiere ihn sein Hochdeutsch derart, dass er auf nichts anderes mehr achten könne; und auf seinen Tourneen in Deutschland wäre es ihm am liebsten, wenn nie Besucher aus der Schweiz zugegen wären.

So empfinden wir «das Hochdeutsche» je nach Äusserungslage bald als Selbstverständlichkeit, bald als Bereicherung und bald als Belastung. Uneingeschränkt dient es uns als Lese- und Schreibsprache; mehr oder weniger frei gesprochen wird es im Rahmen bestimmter Institutionen, und auch dort meist nur von Spezialisten und unter einschränkenden Bedingungen. Im persönlichen Gespräch verwendet der Deutschschweizer es fast nur, wenn er muss, weil ihm das umgangsprachliche Register fehlt.

Zu diesem Bild fehlt nun allerdings das Gegenstück: das Schweizerdeutsche in seinen angestammten und in seinen neuen Äusserungslagen; aber es soll für einmal bewusst ausgespart bleiben, damit Stärken und Schwächen des Hochdeutschen deutlicher zutage treten.

Unser Verhältnis zum Hochdeutschen: eine Frage der Einstellungen

Wie man Sprachen verwendet und wie man sie pflegt (oder wuchern lässt), hängt in erheblichem Masse von den Einstellungen zu ihnen ab. Das Hochdeutsche hat es in dieser Beziehung nicht leicht, und es wird auch nicht leicht sein, wenigstens das eine oder andere *missliche Vorurteil* mit der Zeit wieder abzubauen.

Das Hochdeutsche sei kopflastig, gefühlsarm, starr – das ist eine Meinung, die vielleicht ausdrückt, was der Deutschschweizer empfindet, wenn er spricht, wie er schreibt; die aber sicher verfehlt ist im Blick auf Verse eines Fridolin Tschudi, auf Romane eines Friedrich Glauser oder auf Reden eines Willi Ritschard.

Das Hochdeutsche sei eine Sprache der Technokraten und der Buchstabilisten – warum soll es in seiner fachsprachlichen Verwendung nicht auch technischer und wissenschaftlicher Genauigkeit gewachsen sein? Bedauerlich wäre allerdings, wenn das Deutsche als Wissenschaftssprache seine Zeit gehabt hätte und dem Englischen weiteren Boden preiszugeben hätte.

Das Hochdeutsche sei eine Sprache verkalkter Normen, in denen der lebendige Ausdruck ersticke – als ob eine Standardsprache, die ja allgemeingültig, überregional und interdisziplinär sein soll, nicht normieren müsste und als ob ihre Normen unveränderlich wären. Es gibt nämlich auch die Gefahr, dass man jahrzehntelang noch tadelt und korrigiert, was längst anerkannt und zu neuer Norm geworden ist. Das Beharrungsvermögen der Sprache hält nicht nur Türen offen, sondern auch Fallen, und wer zu

korrigieren hat und zu tadeln pflegt, nimmt mit Gewinn ein heilsames kleines Buch des Berner Germanisten Hermann Villiger zur Hand: *«Ist das wirklich falsch?»* [5] Es hilft ihm, zwischen vermeintlichen, leichteren und gröberen Verstössen gegen die Sprachrichtigkeit zu unterscheiden. Viel mehr Aufmerksamkeit würden in diesem Zusammenhang auch die *Sprachglossen* in unseren Zeitungen verdienen – gelegentlich auch mehr kritisches Echo, denn nicht alle sind mit der Sachkenntnis, der Gewissenhaftigkeit und der Umsicht eines Walter Heuer geschrieben, aber sie alle fühlen doch Woche für Woche unserer Sprache (und vor allem dem Hochdeutschen) den Puls und fördern so ein Sprachbewusstsein, das Normen nicht einfach hinnimmt, sondern kritisch mit dem Sprachgebrauch vergleicht.

Das Hochdeutsche sei eine Fremdsprache, heisst es schliesslich noch und noch – als ob wir ohne Lese- und Schreibsprache auskämen. Sicher erwirbt das Kind im Vorschulalter zuerst die Mundart; sie ist sein sprachliches Primärsystem, das es dann mit der Ausweitung seiner Lebenskreise nach und nach ausbaut, bis seine Muttersprache alle Leistungen erbringt, vor die sich ein Erwachsener normalerweise gestellt sieht: Kommunikation in der ganzen Sprachgemeinschaft, mündlich und schriftlich, aktiv und passiv, mindestens in den Bereichen, die alle angehen. Dass ihm das Hochdeutsche in den langen Schuljahren, in denen er es oft mühsam lernen muss, wie eine Fremdsprache vorkommen kann, ist begreiflich. Mir scheint die Einstellung aber gefährlich, weil sie allzu leicht ein Alibi dafür abgibt, seinen vielen anspruchsvollen und oft unbequemen Forderungen aus dem Weg zu gehen.

Immerhin sei in diesem Zusammenhang auf eine Neuerscheinung verwiesen, in der die unterschiedlichen Auffassungen in diesem Punkt treffend dargestellt sind. *«Was ist eigentlich Schweizerdeutsch?»* heisst dieses Buch von Arthur Baur, dem früheren Chefredaktor des *«Winterthurer Landboten»*. Ihm geht es darum, dass das Schweizerdeutsche nicht seinem wahren Wert gemäss eingeschätzt werde; es sei daher «moralisch und formell» aufzuwerten – Baur möchte es gleichsam zur «Fünften Landessprache» erklärt sehen. Das «Deutsch» der Bundesverfassung wäre dann in zwei Idiome aufzuteilen: in die «Schweizerdeutsche Umgangssprache» und die «Hochdeutsche Schriftsprache». Diese bliebe in ihrem Kernbereich also ungeschmälert erhalten, und Baur verwahrt sich auch entschieden gegen den Verdacht, er lehne die deutsche Schriftsprache überhaupt ab. Dies ist um so glaubwürdiger, als er seinerzeit Emil Baers Versuch, eine schweizerdeutsche Schriftsprache zu schaffen (1936), aus nächster Nähe mitverfolgt hat und als Sprachwissenschafter auch die geschichtlichen Hintergründe der deutschschweizerischen Sprachsituation in seine Darstellung einbeziehen kann.

Die Schlüsselstellung der Schule

Die Schule hat das Hochdeutsche nicht nur als Lese- und Schreibsprache einzuführen; sie ist bald auch die einzige Institution, die von allen Deutschschweizern wenigstens ein Mindestmass an gesprochenem Hochdeutsch verlangt. Eine schwierige Aufgabe in einer Zeit, die dieses Hochdeutsch aus seiner literarischen und bildungsbürgerlichen Vergangenheit herausgeholt und zum Material von Verbrauchstexten einer Konsumgesellschaft gemacht hat[6].

> *«Sicheres Wissen, selbständiges Denken und klare Darstellung sind untrennbar verbunden mit dem Vermögen, sich in der Muttersprache richtig und treffend auszudrücken. Dieses Vermögen ist deshalb nicht bloss in den der Muttersprache eigens zugeteilten Unterrichtsstunden, sondern auch in allen andern Fächern unablässig zu fördern.»*

So sieht die sogenannte Maturitätsanerkennungsverordnung des Bundes von 1968 das *sprachliche Bildungsziel* der Schule. Und wie steht es in der Praxis?

Auch aus meinen Klassen gehen Jahr für Jahr Maturanden weg, die – nach Wiesmanns Worten – nicht mehr imstande sind, «ein grammatisch korrektes Deutsch zu schreiben und die Gedanken so zu formulieren, dass auch dasteht, was einer sagen will.» Sie kompensieren die ungenügende Note zwar mit Leistungen auf andern Gebieten – gelegentlich sogar mit einer überraschenden Sicherheit im mündlichen Ausdruck –, aber das Unbehagen bleibt. Es lässt sich auch nicht vertreiben durch die guten und besten Lösungen, die es ebenfalls gibt, und auch nicht durch die Ergebnisse eines Vergleichs, den man zwischen Berner Maturaufsätzen von 1962 und 1978 angestellt hat, mit dem Ergebnis, dass das muttersprachliche Können der Maturanden gesamthaft zwar nicht abgenommen haben, aber schon im Jahre 1962 schlecht genug gewesen sei[7].

Aufmerken lässt allerdings die Feststellung, dass die Verstösse gegen die sogenannte Sprachlogik, also Ungeschicklichkeiten in der Führung und in der Verknüpfung der Gedanken, zugenommen haben. Dies mag eine Folge der Betriebsamkeit im Unterricht sein, die sich allzu oft mit Stichwörtern und Entwürfen zufrieden gibt, statt die Texte jeweils auch in eine der entsprechenden Aufgabe angemessene Endform zu bringen. Es kann auch mit der Ablösung des Heftes durch Arbeitsblatt und Fotokopie in Zusammenhang gebracht werden oder mit der stärkeren Gewichtung des Sprechens gegenüber dem Schreiben.

Zu prüfen ist sicher auch, welche Auswirkungen auf die hochdeutschen

Leistungen das Aufkommen der *Mundart im Unterricht* hat. Wiesmann befürchtet vom Dialekt als Schulsprache Schlimmstes:

«Gehen wir von der folgenden Beobachtung aus: Ein Schulstoff ist in der Mundart durchgenommen worden. In einer schriftlichen Prüfungsarbeit muss er plötzlich hochdeutsch wiedergegeben werden, obwohl der zugehörige Sprachvorrat nicht bereitgestellt worden ist.»

Begreiflich, dass eine solche «Beobachtung» Befürchtungen weckt; aber so «plötzlich» kommen schriftliche Prüfungen gewöhnlich nicht, und ich meine, es lohne sich, das Beispiel aufzugreifen und auszubauen, etwa so:

In einer Biologiestunde sei die Rede von der Gärung. Im Klassengespräch tragen die Schüler zusammen, was sie vom Vorgang selbst und von seinen Folgen schon wissen – billigen wir ihnen dafür die Mundart zu. Der Lehrer notiert die Ergebnisse stichwortartig an die Tafel – hochdeutsch. Dann beschreibt er die Versuchsanordnung auf dem Demonstrationstisch – hochdeutsch wäre es zwar einfacher, aber er bleibt beim Dialekt. Die Schüler haben seine Ausführungen im Heft zu protokollieren – hochdeutsch (und sie üben dabei eine Technik, die jeder Gemeindeschreiber benötigt, wenn er Behördesitzungen und Gemeindeversammlungen zu protokollieren hat). Zwei Schüler lesen ihre Fassung vor – hochdeutsch, Mitschüler und Lehrer bereinigen sie sachlich und sprachlich. Auf die nächste Stunde ist das Gärungskapitel im Lehrbuch nachzulesen – hochdeutsch.

Zugegeben, wo Wiesmann gefährlich vereinfacht, habe ich vielleicht über Gebühr idealisiert. Aber wer Dialekt in den Unterricht einbezieht, tut das nicht – wie ihm oft unterstellt wird — aus Bequemlichkeit, sondern abgestimmt auf Äusserungslagen, auf Unterrichtssituationen und auf spezifische Leistungen der einzelnen Sprachform. In unserem Beispiel ist Dialekt nicht einfach «Schulsprache», sondern Sprachform des Klassengesprächs sowie eines vorbereiteten Kommentars des Lehrers. Hochdeutsch dagegen dient dem Notieren von Stichwörtern, dem Ausformulieren des Versuchsprotokolls und dem Nachlesen im Lehrbuch. Der Unterricht wird auf diese Weise abgestimmt auf den Sprachgebrauch, wie er sich ausserhalb der Institution Schule bei vergleichbaren sprachlichen Aufgaben eingebürgert hat.

In einer Sammlung von *Thesen zur Unterrichtssprache,* auf die ich gleich näher eingehen werde, findet sich der folgende Passus:

«Die Didaktik hat moderne Unterrichtsformen in die Schule gebracht, die den vermehrten Einsatz der Mundart begünstigen, manchmal geradezu verlangen. Man muss sich sehr hüten, diesen Unterrichtsformen durch

ein rigides Festhalten an der Forderung, es sei in der Schule Standardsprache zu sprechen, den Boden zu entziehen. Situationsbezug ist gerade auch im Hinblick auf die Unterrichtssprache zentral. Die Frage des Einsatzes einer bestimmten Sprachform ist stets auf dem Hintergrund eines pädagogisch-didaktischen Konzepts zu entscheiden und zu begründen.»

Es handelt sich um eines der Ergebnisse einer Folge von Veranstaltungen, in denen sich zürcherische Seminarlehrer mit den Auswirkungen der sogenannten Mundartwelle auf die Schule befasst haben[8]. Die Einsichten und Empfehlungen sind bemerkenswert umfassend und differenziert. Mag der zitierte Abschnitt den Eindruck erweckt haben, dem Dialekt würden nun alle Schulzimmer, Fächer und Stunden geöffnet, so soll ein zweites Zitat diese Bedenken mildern und uns zugleich aus dem Bereich der Schule wieder zurückholen in die Verpflichtung, die *wir alle* einem wichtigen Teil unserer Muttersprache gegenüber tragen.

«Zweifellos haben zeitbedingte Strömungen verursacht, dass der Gebrauch der Standardsprache in vielen Schulklassen zurückgegangen ist. Den ihr gebührenden Wert zu sichern oder wieder herzustellen ist Aufgabe der Lehrer aller Stufen wie auch einer breiteren kulturpolitisch engagierten Öffentlichkeit.»

Die Aufgabe freilich, die sich dieser breiteren Öffentlichkeit in der deutschen Schweiz damit stellt, ist nicht einfacher als früher:

Das Hochdeutsche braucht *mehr Wohlwollen* – vor allem in Vergleichen mit der Mundart, in denen es allzu leicht in die Rolle des Schattenbildes gedrängt wird.

Das Hochdeutsche braucht *mehr Verständnis* – für seine inhaltliche Breite, seine historische Tiefe, seine kulturelle Bedeutung und für den Wandel seiner Normen.

Das Hochdeutsche in seinen gesprochenen Registern braucht *mehr Sprecher,* die es aus der traditionellen Bindung an die Schrift herausholen, es zum Klingen und zum Fliessen bringen.

Das Hochdeutsche soll zur Selbstverständlichkeit werden, wo es die Kommunikation über die *Sprachgrenzen im eigenen Land* hinweg erfordert.

Das Hochdeutsche als Schriftsprache braucht *mehr Anweisung, mehr Übung und mehr Kontrolle.* Es hilft wenig, über mangelhafte schriftliche Leistungen von Mitarbeitern zu klagen, ohne angemessene Richtlinien zu setzen und entsprechende Lösungen zu verlangen. Es hilft auch wenig, über Leitartikel und Feuilletonbeiträge zu jammern, die man nicht versteht; wenn der Autor davon erfährt, wird er sich mehr Zeit nehmen, um für den Leser zu schreiben und nicht für sich selbst.

Wohin es mit dem Hochdeutschen bei uns geht, entscheiden nicht Experten und Politiker, sondern alle, die es lesen, hören, schreiben und sprechen, die es brauchen oder verbrauchen, ihm Sorge tragen oder es vernachlässigen. Ob uns sein Verlust droht? – Ich glaube nicht.

[1] Nr. 10 vom 13. Januar 1983, S. 35. – [2] Der Spiegel 38/1983, S. 192 f. – [3] Interne Richtlinien, ausgearbeitet von der Ausbildung Radio und Fernsehen DRS und in Kraft gesetzt von den beiden Programmdirektoren. – [4] «Wie man heute bei uns Deutsch spricht». Heimatschutz 1980, Nr. 3–4. – [5] Schriften des Deutschschweizerischen Sprachvereins 9. Frauenfeld 1977. – [6] Der Fragenkreis «Mundart und Schule» wird gegenwärtig in einem Nationalfonds-Forschungsprojekt, zu dem sich die Universitäten Basel und Zürich zusammengefunden haben, sowohl grundsätzlich wie praxisorientiert untersucht. Den Gesprächen in dieser Arbeitsgruppe, die von den Professoren R. Schläpfer und H. Sitta geleitet wird, verdankt der vorliegende Aufsatz sehr viel. – [7] Hermann Villiger, «Schreiben unsere Maturanden von Jahr zu Jahr schlechter?», Deutschblätter Nr. 6, Dezember 1979, S. 3–24. – [8] Zur Meinungsbildung trugen neben den oben genannten Forschungsprojekt-Leitern auch zwei Spezialisten für Mediensprache und zwei Schriftsteller bei. Die zitierten Abschnitte habe ich einem Vorschlag für ein Thesenpapier entnommen, das unter Leitung von Walter Voegeli zusammengestellt worden ist (Seminar für Pädagogische Grundausbildung, Zürich).

Unsere Dezember-Nummer 1983 in Geschenkpackung und erst noch GRATIS!

Unsere Offerte an alle, die jetzt jemandem eine Freude bereiten möchten mit einem Jahresabonnement 1984 auf unsere Zeitschrift: Der Beschenkte erhält auf den Weihnachtstisch in Geschenkpackung die Dezember-Nummer der Schweizer Monatshefte – zusätzlich, ohne Aufpreis und anschliessend laufend alle Nummern des kommenden Jahrgangs 1984 zum Preis von **Fr. 45.–** *(Abonnementspreis nach dieser Weihnachtsofferte wieder Fr. 50.–). Benützen Sie beiliegende Bestellkarte.*

SCHWEIZER MONATSHEFTE